

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 19 (1915-1916)
Heft: 2

Artikel: Saure Mühe - süßer Honig
Autor: Marder, O. S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661458>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Holbein-Brunnen mit Dudelsackpfeifer-Statue in Basel.
Von Holbein. Phot. W. Gallas.

Saure Mühe — süßer Honig.

Von O. S. M a r d e n.

Ein Griechen wollte seinen Bienen den mühseligen Flug zum Hymettus ersparen. Er schnitt ihnen die Flügel und sammelte Blumen, damit sie ihr Geschäft zu Hause verrichten könnten. Sie gaben aber keinen Honig mehr; denn es ist gleichsam ein Naturgesetz, daß sie von allen Himmelsrichtungen her eintragen und ihre süße Last von weiter holen müssen.

„Wir sind nicht in diese Welt gesetzt,“ sagt Ruskin, „um Dinge zu tun, in die wir unser Herz nicht hineinlegen können. Einen Teil unsrer Arbeit haben wir zu tun, um damit unser Brot zu verdienen, und dieser Teil erfordert Anstrengung; einen anderen sollen wir zu unserm Genuss tun, und dieser geschehe mit Begeisterung. Nichts aber darf nur halb oder zur Not getan werden, sondern alles mit ernster Absicht, und was diese nicht wert ist, unterbleibt besser. Was heißt überhaupt leben? Ein Philosoph antwortet darauf: „Derjenige, welcher weiß, was handeln, arbeiten, vollbringen heißt, der ruft in der Überzeugung seines Herzens: dies allein heißt leben!“

Man beachte, wie sogar bei der niedrigsten Art von Beschäftigung die Seele des Menschen sich sammelt und ins Gleichgewicht kommt, sowie er sich anschickt zur Arbeit. Die Seele des Menschen ist fortwährend umlagert von Unruhe, Sehnsucht, Sorge, Vorwürfen, Erbitterung, ja sogar Verzweiflung; sowie er sich aber seiner Beschäftigung zuwendet, schweigen diese Bedrängnisse und ziehen sich in ihre finsternen Höhlen zurück. Der Mensch wird zum Menschen. Es ist wahrhaftig ein reinigendes Feuer, dies heilige Feuer des Eifers.

Jenem, der nicht arbeitet, ist die Quelle des Lebens verschlossen. Um in der Welt richtig zu Hause zu sein, um eins zu sein mit der Schöpfung sowohl als dem Schöpfer, muß der Mensch mit aller Kraft das verrichten, was seinen Händen zu tun aufgegeben wird; denn die Arbeit ist des Menschen Bestimmung. Und da sie dies nun einmal ist, so muß selbst in ihren unangenehmen Seiten ein Segen liegen.

Im Wettkampfe selbst, nicht im Siegespreis, liegt der süße Lohn. Der Lorbeerkrantz, der in den Kampfspielen des Altertums dem Sieger zuteil wurde, hatte seinen Wert nicht in sich selbst, sondern nur als Zeichen heißer Bemühung. So muß der Ruhm, der in der Frucht unsrer Arbeit liegt, erbleichen neben dem Ruhm ehrlichen Ringens um diese Frucht. Der Stolz, den Kampf geduldig zu Ende zu kämpfen, ist so groß als der Stolz, den Kranz des Sieges zu tragen. „Sei nur darauf bedacht zu arbeiten,” sagt Emerson, „und der Lohn wird dir nicht entgehen.“

„Die täglichen Sorgen und Mühen,“ sagt Longfellow, „welche der Mensch Plackereien nennt, sind nichts als die Gewichte an der Uhr der Zeit, die dem Pendel den richtigen Ausschlag und dem Zeiger eine genaue Bewegung verleihen, und wenn sie aufhören, die Räder in Bewegung zu setzen, dann schwingt das Pendel nicht mehr, die Zeiger bewegen sich nicht mehr: die Uhr steht still.“

Die Beschäftigung eines Menschen trägt mehr zu seiner gesamten Bildung bei als irgend etwas anderes. Sie stählt seine Muskeln, stärkt seinen Körper, belebt sein Blut, schärft seinen Geist, läutert sein Urteil, weckt seine erforderlichen Anlagen, spornt ihn an, den Wettkampf des Lebens aufzunehmen, belebt seinen Ehrgeiz, gibt ihm das Bewußtsein, daß er ein Mann ist und alles zu erfüllen hat, was man von einem Manne erwarten kann.

Du kannst deinem Sohne deine Millionen hinterlassen; hast du dann aber auch wirklich gesorgt für ihn? Was du ihm eben nicht übertragen kannst, das ist die Schulung, die Erfahrung, die Tüchtigkeit, die du bei der Erwerbung deines Vermögens dir mit erworben hast. Du kannst nicht auf ihn vererben die Wonne, die im Gelingen liegt, die Freude des Vorwärtskommens, den Stolz, etwas erreicht zu haben, den Charakter, der in dir entwickelt worden ist durch die Gewöhnung an Genauigkeit, Überlegung, Entschlossenheit, Geduld, flottes Arbeiten, ehrliches Handeln und freundliches Wesen. Nicht übermitteln läßt sich die Gewandtheit, der Scharfsinn, die Klugheit, die Einsicht, die in deinem Vermögen verborgen liegen. Dies alles war von großer Bedeutung für dich, ist es aber nicht für deinen Erben. Indem du dich emporarbeitetest, hast du die Kraft und Zähigkeit entwickelt, welche dich instand setzen, die gewonnene Stellung zu behaupten und die erworbenen Millionen zusammenzuhalten. So bist du zu der Tüchtigkeit gelangt, die allein aus der Erfahrung entspringt und kraft welcher du sicher stehst auf deiner schwindligen Höhe. Für den Erben wird dein Reichtum aber nur eine Versuchung und eine Sorge sein, und er wird vielleicht daran zugrunde gehen. Für dich bedeutete

er Flügel, für ihn ein Bleigewicht, für dich Erziehung und Entwicklung zur höchsten Tüchtigkeit, für ihn vielleicht Untätigkeit, Ausruhen, Stumpfheit und Schwäche. Du hast ihm den unersetzlichen Ansporn, die Not, genommen, jenen Sporn, der den Antrieb gibt zu fast allem, was Bedeutendes geleistet wird in der Welt der Menschen.

Du hieltest es für väterliche Güte, dir Entbehrungen aufzuerlegen, damit dein Sohn da anfangen könnte, wo du aufgehört hast. Du wolltest ihm alles ersparen, was auf dich gedrückt hat, die saure Mühe, die Not, die Ungunst des Schicksals, die mangelhafte Bildung. Aber nicht einen Stab, sondern eine Krücke hast du ihm damit gegeben, du hast ihm den Sporn genommen zur Selbstentwicklung, Selbsterhebung, Selbstzucht und Selbsthilfe, ohne den niemals ein wirklicher Erfolg, ein Glück und ein großer Charakter möglich ist. Bei ihm wird sich der Schwung bald verlieren und die Kraft wird versiegen; sein Ehrgeiz, der nicht gestachelt wird durch das Ringen um die Selbstentwicklung, wird allmählich absterben. Wenn du für deinen Sohn alles tust, aber das eine vergisstest, ihm den Drang zur Arbeit einzimpfen, so hast du gerade das versäumt, was allein ihn davor bewahren kann, ein Schwächling zu werden.

Die Arbeit ist der beste Erzieher eines Volkes. Sie übernimmt das große Exerzieren für den Kampf ums Dasein, ohne welches wir schwach und unfähig dastehen, wenn einmal der Ruf zu den Waffen ertönt.

Die Arbeit ist das vornehmste Geburtssrecht, das dem Menschen nicht geraubt werden kann. Sie ist die stärkendste aller sittlichen Kräfte, die wirksamste aller geistigen Arzneien. Die Natur selbst bietet Gleichnisse genug hierfür. Stehendes Wasser fault; der fließende Strom ist klar und rein. Die Erde, die unser Fuß tritt und die Luft, die wir atmen, würden Krankheiten ausbrüten, wenn nicht der Kreislauf des Windes und des Wassers ihnen Bewegung gäben. In den gesegneten, aber auch verweichlichend wirkenden Zonen, wo die Natur in überreicher Üppigkeit der Bedürfnisse liefert, sinkt der Mensch in verächtliche Trägheit; am kräftigsten und edelsten gedeiht er in jenen Gegenden, wo er mit den Mächten der Natur um sein tägliches Brot ringen muß.

„Danke Gott jeden Morgen, wenn du aufstehst,“ sagt Charles Kingsley, „daß du heute etwas tun mußt, das zu geschehen hat, ob du es gerne tust oder nicht. Der Zwang etwas zu leisten und zwar das Beste zu leisten, wird in dir Mäßigung, Selbstbeherrschung, Fleiß, Willenskraft, Zufriedenheit und hundert andere Tugenden erzeugen, die dem Trägen ewig fremd bleiben.“

Was anderes als die von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Arbeitsamkeit hat unserem nationalen Leben Festigkeit und Bedeutung verliehen? Sie ist die Rettung unserer niederen Klassen geworden und hat Tausende vor einem frühen Tod, besonders dem durch Selbstmord, bewahrt.

„Wie oft war ich einem Zustand der Mutlosigkeit und einem Gefühl des Gedrücktseins ausgeliefert,“ sagt Professor Virchow. „Was mich immer gerettet hat, war die Liebe zur Arbeit, die mich selbst in den Tagen äußerer Mißgeschick nicht verlassen hat — die Liebe zu wissenschaftlicher Arbeit, die mir immer als eine Erholung erschienen ist, selbst nach mühsamen und fruchtbaren Anstrengungen auf dem Gebiet der Politik, des gesellschaftlichen oder religiösen Lebens.“ „Die Arbeit ist der Arzt der Natur,“ sagt Galen,

der berühmte griechische Arzt. Eine der größten Segnungen harter Arbeit besteht darin, daß in ihr eine heilende Kraft liegt, die ein unfehlbar wirkendes Mittel bietet gegen leibliche und geistige Leiden. Wie oft wird großen Versuchungen ihr Stachel genommen durch das Interesse und die Anregung, die eine bedeutende Beschäftigung bietet. Gegen eingebildete Leiden — als da sind Hypochondrie, gedrücktes Wesen und Empfindlichkeit — ist sie ein wahrer Stahlpanzer. Wer hat je einen Menschen gesehen, der sich unglücklich fühlte, solange ihm die Entfaltung seiner Tatkraft vergönnt war? Ein Soldat wird sich im Schwunge seines Mutes und in der Hitze des Kampfes einer erhaltenen Wunde nicht bewußt. Im vollen Erguß seiner Begeisterung vergibt ein Redner gänzlich alle Schmerzen, die ihm sonst der Rheumatismus oder die Gicht bereiten. Trägheit aber ist Leerheit, und wo diese herrscht, da stehen die Tore der Seele weit offen, so daß die bösen Geister der Unzufriedenheit, des Verdrusses und des Trübsinns einziehen können, nicht als einzelne Spione, sondern in ganzen Rotten; sind sie aber einmal da, so wird man sie nicht leicht wieder los.

„Mein größtes Glück habe ich in der Arbeit gefunden,“ sagt Gladstone, als er schon nahe an neunzig Jahre alt war. „Ich gewöhnte mich frühe an emsige Tätigkeit, und sie trug ihre Belohnung in sich selbst. Junge Leute meinen gern, Ruhe bedeute ein Aufhören jeglicher Arbeit; mir aber erschien ein Wechsel in der Beschäftigung als die vollkommenste Erholung. Wenn du über Bücher und Studien einen dummen Kopf bekommen hast, so geh hinaus in die frische Luft und ins Sonnenlicht und gib deinem Körper muntere Bewegung. Bald wird dann auch dein Kopf sich erholt und beruhigt haben. Die Natur selbst steht ja niemals still. Selbst im Schlaf arbeitet das Herz weiter. Würden diese Kräfte nur einen Augenblick innehalten, so würde dies den Tod bedeuten. Ich bestrebe mich, genau nach der Natur zu leben, und auch in meiner Arbeit habe ich sie vor Augen. Dafür erfreue ich mich eines gesunden Schlafes, einer guten Verdauung und stets frischer Kräfte, und hierin liegt nach meiner Meinung der schönste Lohn für den Fleiß.“

Bismarck empfahl die Arbeit als die einzige Bürgschaft für ein gut benütztes Leben. Als man ihn einige Jahre vor seinem Tode nach einer Lebensregel fragte, die einfach auszusprechen und leicht anzuwenden wäre, sagte er: „Ein einziges Wort enthält diese Regel, dieses Evangelium — Arbeit; ohne Arbeit ist das Leben leer, nutzlos und unglücklich. Niemand kann glücklich sein, wenn er nicht arbeitet. Der Jugend, die ins Leben tritt, habe ich nicht ein, sondern drei Worte entgegenzuhalten: arbeitet, arbeitet, arbeitet.“

„Die Arbeit ist stets edel und heilig,“ sagt der englische Philosoph Carlyle; „sie ist die Quelle aller Vollkommenheit; niemand kann etwas leisten oder werden, wenn er nicht arbeitet; sie ist das reinigende Feuer, das die vergiftenden und verderblichen Einflüsse verzehrt, die sonst die Mannheit der Seele entkräften würden.“ „Die Arbeit ist die große Arznei für alle Krankheiten und Übel, die den Menschen befallen,“ fährt derselbe Philosoph fort. Ein unvergänglicher Adel, ja selbst eine Weihe liegt in der Arbeit. Solange ein Mensch noch der Arbeit ergeben ist, darf man Hoffnungen auf ihn setzen, wäre er auch sonst noch so betört und uneingedenkt seiner hohen Bestimmung: in der Trägheit allein liegt unabwendbare Verzweiflung.“ „In jeder richtigen Arbeit, wäre es auch nur Handarbeit, liegt etwas Göttliches.“

Die Arbeit ist weltumspannend und hat ihren Gipfel im Himmel.“ „Arbeit ist Gottesdienst. Wer dies recht versteht, der hat das ganze Geheimnis der Zukunft; denn dies ist das letzte Evangelium, das alle anderen in sich schließt.“ „Zwei Menschen sind es, die ich allein ehre. Zuerst den mühebeladenen Arbeiter, der mit hartem Werkzeug die Erde besiegt und sie dem Menschen unterwirft. Die schwielige Hand ist mir heilig. Noch einen zweiten ehre ich und zwar noch höher, jenen nämlich, der für unsere geistigen Bedürfnisse sich abmüht und nicht das tägliche Brot liefert, sondern das Wort des ewigen Lebens. Wenn die Armen und Niedrigen arbeiten, damit wir Brot haben, müssen dann nicht die Hohen und Angeesehenen jenen für Aufklärung, Leitung, Freiheit und das Heil der Seelen sorgen? Diese beiden Gattungen von Menschen ehre ich in allen ihren Abstufungen; alle andren sind Spreu und Absall.“

Ein Falter kam . . .

Ein Falter kam zu einer Rose,
Er war so weiß wie junger Schnee,
Und doch der Zarte, Wölf, Rose,
Er tat der roten Rose weh.

Erst fing er, sie liebkosend, an:
„Ich fühl' mich wohl in Deiner Hut.
Es lächelt ihn die Rose an
Und leise, leise sagt er dann:
„Ich bin Dir ja so gut! So gut!“

Sie gab sich seinem Spiele hin,
Sie hört' sein Werben, hört' sein Singen
Und sie erlaubte ihm zu rasten
Auf ihr mit seinen weißen Schwingen.

Doch er fand anderes zu tun,
Als lange Zeit bei ihr zu ruhen,
Als lange Zeit bei ihr zu rasten,
Und bald sah sie ihn weiterhasten.

Und hört nun, was so wehe tut,
Er sagt zu andern ihrer Schwestern
Dieselben Worte, die er gestern
Zu ihr gesagt: „Ich bin Dir gut,
Ich bin Dir ja so gut, so gut!“

Nun war die Rose auf der Hut
Und sie verschloß die zarten Blätter
Selbst bei dem allerschönsten Wetter
Dem Aufz des Falters, neigt' das Haupt,
Bis, daß der Herbstwind sie beraubt,
Bis, daß der Herbstwind um sie warb,
So lang sie küßte, bis sie starb,
Bis stille sie am Wege ruht'.
„Wer war der roten Rose gut? —
So gut!“ —

Gräfin Emma San Giorgio.